

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

4. Sonntag n. Trinitatis, 24. Juni 2018, 10 Uhr

Predigt über 1. Petrus 3,8-17

4. Sonntag nach Trinitatis

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt, Jesus Christus.
Amen.

Liebe Gemeinde, sonnenverwöhnt sind wir dieses Jahr im Norden der Republik. Licht aus unerschöpflichen Quellen. Dabei hat der Sommer nach dem Kalender gerade erst begonnen. Aber wenn der Sommer beginnt, werden die Tage auch schon wieder kürzer. Johannistag, Sommersonnenwende, die Lichtscheide des Jahres. In der vergangenen Nacht haben wir hier das Johannistfest gefeiert. Erinnerung an den Täufer. Erinnerung an die eigene Taufe. Das Zeichen, mit Wasser einem jedem auf die Stirn gemalt: nimm hin das Zeichen des Kreuzes, du gehörst zu Christus. Wie auch heute Morgen bei unseren Taufen. Mit jeder Taufe, die unter uns geschieht, werden wir erinnert. Die Taufe, das Sakrament, die heilige Handlung, in der Gott sich mit uns verbindet. In der er zu uns spricht: ich bin da. Bin da für dich. Ich verbinde mich mit dir, unauflösbar. Ich bin in *deinem* Herzen und du in *meinem*. Erwähne dich. So wächst Hoffnung. Einer hat von der Hoffnung geschrieben. Ein anonym Autor, der sich selbst Simon Petrus nannte. Der hineingeschlüpft ist in diesen großen Namen. Da reiht sich jemand ein in die Wolke der Zeugen. Nicht um sich groß zu machen, sondern um zu sagen: so nah wie Petrus dem Christus war, so nah bin ich ihm auch. Da spricht einer, dessen wirklichen Namen wir nicht kennen, mit brennendem Herzen. Und er flicht in seinen Brief Worte der Tradition ein. Zitate aus Psalmen, Gedanken der Bergpredigt, die Schätze unseres Glaubens, zusammengestellt zu einem großen Bild, wie die Welt auch sein könnte und sein soll. Hören sie selbst. Ich lese aus dem 1. Petrusbrief.

8 Endlich aber seid allesamt gleich gesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, demütig.

9 Vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern segnet vielmehr, weil ihr dazu berufen seid, auf dass ihr Segen erbt.

10 Denn »wer das Leben lieben und gute Tage sehen will, der hüte seine Zunge, dass sie nichts Böses rede, und seine Lippen, dass sie nicht betrügen.

11 Er wende sich ab vom Bösen und tue Gutes; er suche Frieden und jage ihm nach.

12 Denn die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten, und seine Ohren hören auf ihr Gebet; das Angesicht des Herrn aber sieht auf die, die Böses tun« (Psalm 34,13-17).

13 Und wer ist's, der euch schaden könnte, wenn ihr dem Guten nacheifert?

14 Und wenn ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch nicht vor ihrem Drohen und erschreckt nicht;

15 heiligt aber den Herrn Christus in euren Herzen. **Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist,**

16 und das mit Sanftmut und Ehrfurcht, und habt ein gutes Gewissen, damit die, die euch verleumdten, zuschanden werden, wenn sie euren guten Wandel in Christus schmähén.

17 Denn es ist besser, wenn es Gottes Wille ist, dass ihr um guter Taten willen leidet als um böser Taten willen.

Liebe Gemeinde, was ist unsere Hoffnung? Was ist es, was den Blick nach vorn zieht, und uns hell am Horizont erscheint? Worauf setzen Sie Ihre Hoffnung? Wenn Sie jemand danach fragen würde, was würden Sie antworten? Vielleicht, wenn Zeit wäre und das Vertrauen zum Fragenden groß genug, würden wir beginnen zu erzählen, wie das war, damals, als der Vater so krank war und man sich an den Satz des Arztes klammerte, dass man die Hoffnung nicht aufgeben dürfte. Vielleicht würde jemand von Ihnen

erzählen von der Zeit, als Sie ihre Arbeit verloren hatten, aber da gab es diese Hoffnung war, dass es doch einen neuen guten Ort für Sie geben würde. Vielleicht würden Sie, die Eltern und Großeltern der kleinen Kinder von Ihrer Hoffnung sprechen, die sie für Ihre Kleinen haben: dass sie behütet heranwachsen dürfen, dass die zarten Seelen keinen Schaden nehmen, dass ihnen genug Luft zum Leben bleibt und auch sie sich noch an Schmetterlingen und Bienen erfreuen können. Soviel Hoffnung ist da. Und doch – manche wir uns nichts vor: manche Hoffnung wird sich nicht erfüllen und manche gute Aussicht verfängt sich in dunklen Wolken. Aber worauf setzt du *dann* deine Hoffnung, wenn das Ersehnte nicht eintritt, wenn das Böse, von dem der Petrusbrief spricht, sich breitmacht, wenn Verleumdung und Drohungen das Herz schwermachen und nichts näherliegt, als alle Hoffnung fahren zu lassen und nur noch zurückzuschlagen?

Die Hoffnung, von der im Brief die Rede ist, muss sich noch auf anderes gründen. Können wir davon auch sprechen? Von dem sprechen, was unsere Glaubenshoffnung ist. Ich weiß, die Scheu ist groß. Und es spricht sich leichter davon von der Kanzel, mit Predigtamt und Albe ausgestattet, als im Gespräch vom Ich zum Du. Aber wenn wir einmal die Scheu überwinden könnten, was würden wir sagen? Vielleicht so: ich hoffe, dass es da noch Trost für mich gibt, wenn ich mich untröstlich fühle. Ich hoffe, dass da eine Kraft ist, die mich hält, wenn ich in Verzweiflung ertrinke. Ich hoffe, dass mir vergeben wird, was ich anderen angetan habe. Wenn ich Böses mit Bösem zu vergelten suchte, Scheltwort mit Scheltwort. Wenn ich nicht den Frieden suchte, sondern Recht behalten wollte. Ich hoffe, dass Gott mich hält, auch wenn ich scheitere; dass ich angesehen bin bei ihm, auch wenn ich nicht mehr ansehnlich bin. Ich hoffe auch, dass ich am Ende meines Lebens nicht einfach zu Staub zerfalle, sondern dass da jemand kommt, dass ich erwartet werde. Ich hoffe darauf, dass es Erlösung gibt und dass es stimmt, dass dieser Christus auch für mich in die Welt gekommen ist und ich nicht aus seinem Herzen falle.

Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.

Sind wir bereit, von unserer Hoffnung Rechenschaft zu geben? Von unserem Glauben zu sprechen? Mit Sanftmut und Ehrfurcht, wie es Petrus empfiehlt. Woran aber sollen sich unsere Kinder und Enkel orientieren, wenn wir über unseren Glauben schweigen? Was wollen wir in das Gespräch unserer Gesellschaft über Werte und Sinn und Gemeinwohl einbringen, wenn wir darüber schweigen? Wollen wir wirklich denen das Feld überlassen, die den Wert des Menschen nach seiner Markteffizienz beurteilen? Oder denen, die Menschen einsortieren nach Nation oder Rasse, und die drohend verkünden: wir werden sie jagen? Oder jagen wir dem Frieden nach und suchen, den Hass aus der Welt zu vertreiben?

Wir wissen doch, wie nötig die Welt diese anderen Worte hätte, die nicht auf Böses mit Bösem antworten. Wie nötig sie ein neues Handeln hätte, das nicht jeden Schlag mit einem Gegenschlag parierte. Realpolitik nennt es sich, wenn nach jedem Terroranschlag zurückgebombt wird, und sich dann erneut an den Gräbern der Opfer der Schrei nach Vergeltung erhebt und der Hass befeuert wird. Eine „Realpolitik“, die mit ihrem Tunnelblick die Realität aus den Augen verliert, die uns längst zeigt, wie dieses Handeln mit schlimmen Folgen auf uns zurückfällt. Mit welchem Wort lässt sich diese Spirale stoppen? Wer streckt die Hand aus, findet eine neue Sprache, ein Wort der Vergebung? Sucht den Frieden und jagt ihm nach! Das vermag nur einer, der eine größere Hoffnung in sich trägt als die Hoffnung auf Stärke und Selbstdurchsetzung. Eine größere Kraft als die Kraftmeierei, die mit Muskelspiel und Imponiergehabe die eigene Schwäche kaschiert.

Oder schauen wir in unseren Alltag. Wenn wir versuchen, in Konflikten die Deutungshoheit zu erlangen. Wenn scharfe Geschütze aufgefahren werden und auf jede Attacke der Gegenangriff folgt. Wenn wir uns in unserer Rechthaberei vermauern und jeder Kompromissversuch als Schwäche ausgelegt wird. Wenn Ultimaten gestellt werden und dem Gegner nur noch der Weg der Kapitulation bleibt. Wollen wir wirklich

so leben? Und mag auch mancher Befriedigung finden in diesem bösem Spiel, zumindest so lange er selbst sich obenauf wähnt, die meisten werden wohl sagen: nein, es muss etwas anders werden.

Die Frage ist ja, wie wir von unseren Holzwegen umkehren. Nein, noch radikaler, die Frage ist, wie gelangen wir zu neuen Worten, zu einer neuen Sprache, zu einem veränderten Bewusstsein?

„Heiligt den Herrn Christus in euren Herzen“. Nur ein kurzer Verweis im Text des Briefes, den dieser Autor schickt, und doch findet sich die Antwort auf all unsere Fragen darin. Es war einer unter uns, der die neue Sprache sprach. Wir brauchen eigentlich nur nachzusprechen, was uns vorgesprochen wurde. Auf Golgatha oder im unüberbietbaren Glanz der Bergpredigt. Es sprach ein Mensch, der die Spiele von Macht und Gewalt durchkreuzt hat. Der die segnete, die ihm fluchten und die liebte, die ihn hassten. Der nicht heimzahlte mit gleicher Münze und nach dem ersten Schlag auch noch zweite Wange hinhielt. Der den Bann des Bösen durchbrochen hat. Selbst damals auf Golgatha, als er noch für seine Folterknechte ein Gebet sprach: Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Es sind seine Worte, die jener späte Zeuge, der sich Petrus nennt, nachspricht, wenn er schreibt: „seid allesamt gleich gesinnt, mitleidig, brüderlich und schwesterlich, barmherzig, demütig. Vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort, sondern segnet vielmehr, weil ihr dazu berufen seid, auf dass ihr Segen erbt.“

Wir sind Erbinnen und Erben dieses Segens. Das besondere des Erbes ist, man kann es nicht kaufen, nicht erarbeiten, ich bekomme es ohne mein Zutun. Eine unentgeltliche Schenkung, so ist es auch mit dem Segen. Er eröffnet uns einen Horizont der Hoffnung.

Ich las in dieser Woche von Gerd Peters. Der ehemalige Staatsanwalt hatte junge Männer angeklagt, bis er es nicht mehr konnte. „ich habe mich auf der falschen Seite gefühlt“. Sagt er, „Ich habe die angeklagt, die ich gern verteidigt hätte.“. Gerd Peters beendet seine juristische Karriere und wird – nach einigen Umwegen – Sozialarbeiter in München. Seit 24 Jahren macht er nun diesen Job. Er fährt mit einem umgebauten Linienbus die hässlichen Seiten der reichen Stadt an. Er öffnet die Türen für die jungen Männer, die nicht wissen, was sie mit sich anfangen sollen. Und manchmal kann er mit wenigen Worten viel Unglück verhindern. Gerd Peters schaut auf die Welt als einen schönen und gerechten Ort, der gefährdet ist. Dieser Ort kann sich nicht selbst verteidigen. Er muss geschützt werden, um nicht hässlich und ungerecht zu werden. Und er sagt: „Wenn es keine Hoffnung mehr gibt für die Hoffnungslosen, dann ist eh alles verloren.“

Es gibt Hoffnung für die Hoffnungslosen. Sie kommt nicht aus uns selbst. Sie ersteht, wenn wir uns dem anvertrauen, der die Macht des Bösen und die Macht des Todes zerbrochen hat. Wenn wir uns Christus anvertrauen. Ihn in unserem Herzen halten, weil er uns in seinem Herzen hält. Mit Christus ist eine neue Zeit angebrochen. Seit er gelebt hat, zählen wir anders. Deshalb können wir anders weitermachen. Wir leben nicht mehr nur im Heute, nach den Gesetzen der Gegenwart, wir leben auch schon in der neuen Welt. Das ist die christliche Ungleichzeitigkeit. Und weil wir mehr wissen, als wir ohne diesen Glauben wissen können, darum können wir auch anders leben. Wir können segnen, weil wir gesegnet sind. Wir können barmherzig sein, weil wir Barmherzigkeit erfahren. Wir finden neue Worte für den Gegner, der dann vielleicht kein Gegner mehr sein muss. Vielleicht finden wir sogar einen neuen Namen für unsere Feinde, weil wir selbst mit einem neuen Namen - mit dem Namen Christi - bezeichnet sind. Oder, wie es im Petrusbrief später heißt: wir sind das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, berufen von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht.

Und dieses Licht will sich ausbreiten, will nicht eingesperrt sein in der Mördergrube unserer Herzen, es will strahlen. Deshalb können wir nicht schweigen. Deshalb müssen wir sprechen, erzählen, weitertragen, was uns anvertraut ist. Deshalb dürfen wir Zeuginnen und Zeugen einer großen Hoffnung sein.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.